

(Nachdruck verboten.)

23) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp fand das Messiasfeld. Zwei Duzend Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, ein Wagen und ein paar Pferde hatten sich darin verstreut. Wo am Tage zuvor das Korn geschnitten worden, waren die Stoppeln über Nacht mit einem dichten weißen Netz von Spinnweben überzogen, das bis jetzt weder von der Sonne noch von dem Tritt eines Menschen zerstört worden war. Es roch nach frischem Stroh, die Krähen krächzten in der Schlucht, die noch stehende Gerste rauschte im Winde, die Sensen mähten, die Sichel blühten, während die Schmitter sich niederbeugten und wieder in die Höhe richteten; andre banden mit kräftigem Schwung die Garben zusammen, die Räder des Erntewagens knarrten, der lachende Kopf eines Kindes guckte aus einem Garbenhaufen hervor wie ein Vogel aus dem geborstenen Ei, und ein rotgekleidetes Mädchen, das Philipp erkannte, obschon es an dem fernsten Baum stand, schwenkte das Kornseil, womit sie jemand unten zuwinkte.

Philipp sprang in das Feld und wurde von allen dort arbeitenden Frauen, mit Ausnahme Käthes ergriffen, mit Strohschellen festgebunden und erst wieder freigegeben, nachdem er den Zoll des Eindringlings entrichtet und sich losgekauft hatte.

„Aber ich bin gekommen, um zu helfen,“ wendete er ein, und Cäsar, der über die letzten Erntegeschäfte nachdachte, wies ihm seinen Platz neben Käthe an und gab ihm eine Sichel.

„Er ist ein David und wird Tausende niedertwerfen,“ sagte Cäsar. Dann, weithin über das Feld blickend, rief er: „Der Bellabeg muß der Vorderste sein, er ist ein Mann wie von Eijen; die alte Grete mag ihm zur Seite bleiben, der rote Jakob soll die Nachlese halten, und Robert hinter Molly mit dem Wagen folgen. Nun vorwärts, Leute, ans Werk, beugt den Rücken und nieder mit dem Korn.“

Käthe hatte nicht aufgeblüht, als Philipp aufs Feld kam; sie hatte ihn aber wohl gesehen und fuhr ein wenig zusammen, als er in Hemdärmeln neben ihr Platz nahm. Er sagte ihr ein paar herkömmliche Redensarten, die sie kaum beantwortete, und dann hörte man nur noch die Sichel durch das Korn rauschen. Sie arbeitete eine Zeitlang stetig fort, und er blickte zuweilen nach ihr hin und sah ihre runden Arme, ihre biegsame Taille, ihren festen Fuß und die straffen roten Strümpfe. Zwei Schmetterlinge, die in der Luft herumflatterten, spielten um ihren Sommerhut, und ein Marienkäfer hatte sich ihr aufs Handgelenk gesetzt.

Eine Ruhezeit ward ausgerufen, als Nancy Zoe durch das Gatter kam, einen Korb mit Flaschen und eine Kanne tragend.

„Der Leib ist ein Uebelthäter, der frühere Wohlthat vergißt,“ sagte Cäsar. „Esset und trinket.“

Darauf bildeten die Männer eine Gruppe um das Bier, die älteren Frauen tranken Thee, die Kinder, die sich zusammen scharten, erhielten Buttermilch, und die jüngeren Frauen, die Säuglinge hatten, ließen mit zärtlichen Liebesrufen an den Baum, wo die Kleinen sich selbst überlassen und eingekannt dalagen und entweder in ihren Muschelgefäßen schliefen oder wach auf dem Rücken liegend nach der wunderbaren Widrigkeit von Gänseblümchen grapschten, die neben ihnen emporwucherten. Alle aber stimmten ein gemeinames Geschrei an, als sie die Mütter erblickten, die herzlich froh waren, ihnen die Brust zu geben, an der sie zu trinken begehrien.

Die Krähen krächzten in der Schlucht, auch war ein starkes Gesumme der Bienen vernnehmbar, und eine Gesellschaft von Staren, die im Sonnenschein wie Heringschuppen glänzten, flog über ihren Köpfen dahin.

„Sie geben uns eine Lehre,“ rief Cäsar. „Sie gehen zusammen über das Meer; auf Erden aber sind manige, die

selbst in den Himmel allein eingehen möchten und sich freuen würden, wenn sie dort ganz für sich und Hahn im Korbe wären.“

Käthe und Philipp standen noch, wo sie gemäht hatten, und unterhielten sich, ohne sichtbares Interesse, einfach und ruhig mit einander, während die Arbeitsleute über sie sprachen.

Zuerst die Männer: „Er führt seine Sichel aber doch wie ein Mann.“ — „O, jedenfalls ein tüchtiger Bursche.“ — „Gebt ihm nur Raum und er wird seine Sache machen, während andere auf der Bärenhaut liegen.“

Hierauf die Weiber: „Sie glänzt wie eine Zinnschüssel, und wenn sie des Gouverneurs Tochter wäre, sie könnte nicht hübscher sein.“ — Auch hat sie ein gutes Herz. Erst letzte Woche hat sie Nachricht von Pefes Tode bekommen und seht nur den roten Unterrock an.“ Und schließlich Männer und Weiber zusammen: „Laß sie nur gehen, Mutter, 's ist der abscheuliche Noß, der das Mädchen verdirbt.“ — „Nun, wenn ich ein Mann wäre, so wüßte ich, was ich thäte.“ — „Würde nicht trauen. Aber dem Cäsar glückt alles. Der Herr ist mit ihm und das Mädchen wird doch noch die Waife haben.“ — „Die Frommen bringen's am weitesten in dieser Welt, 's ist als ob man mit einem alten manfischen Schilling in einen Laden geht; man kriegt seinen Pennywert Hundertant und noch zwölf Pence heraus.“ — „So reiche uns mal den Krug her, Junge. Nichts mehr darin? Ja, Cäsar ist wunderbar fromm, aber es giebt nie viel zu trinken bei ihm.“

Cäsar, der die Garbenhaufen durchschritt, kam an Philipp und Käthe vorbei.

„Wird es viel ausgehen, Mr. Gregeru?“ fragte Philipp.

„Möglich acht Bolls der Morgen, Stroh aber kaum der Rede wert,“ antwortete Cäsar. „Nun, Jungen, legt die letzte Hand an — Ende gut, alles gut.“

Die Arbeiter fingen aufs neue an und die Sichel des Vormannes sauste durch die Luft, als er sich schwer atmend und keuchend immer wieder bückte und loshub, bis das grüne Gras, das sich hinter ihm emporrichtete, nur noch ein kleines Dreieck gelben Kornes übrig ließ. Die zweite Reihe der Arbeiter schnitt mit der ersten um die Wette, so daß von der ganzen Ernte von Glenmoor bald nichts mehr stand als ein kleiner Streifen Aehren, etwa eine Elle lang. Jetzt hielten die Vormänner inne; alle Mäher des Feldes kamen heran und warfen ihre Sichel in einem engen Kreis auf den Boden, daß es ausah wie eine Garbe von Mondsichel.

„Nun gilt's der Messias,“ rief Cäsar. „Wer soll Königin sein?“

„Alles rief ‚Käthe!‘“ Und sie kam lebhaft herbei, noch immer frisch, wenn auch warm von der Anstrengung und rosig wie das Nachglühen des Sonnenunterganges, wenn die Schatten im Westen länger werden.

„Schlag sie von den Füßen herunter, Käth“, schrie Nancy Zoe, und Käthe zog eine der Sichel heraus, schwang den linken Arm über das noch stehende Getreide und legte mit einem einzigen Streich ihrer Rechten die letzten Aehren auf den Boden hin.

Da entstand ein großes Freudengeschrei. „Hurra, hoch, es lebe die Messias!“ Es tönte weithin durch die Schlucht und hallte von den Bergen wider. Grannie hatte es unten im Dale gehört und sagte vor sich hin: „Cäsars Messias ist gethan.“

„Nun haben wir, gelobt sei der Herr, das reife Korn eingesammet,“ sagte Cäsar. „Was aber wird bei der großen Ernte den unreifen Christen geschehen?“

Käthe hob ihre letzte Garbe empor und band sie mit einem Stück blauen Bandes zusammen, und Philipp pflückte Jakobskraut vom Hedenzbaum und reichte es ihr hin, es ins Band zu stecken.

Nachdem das geschehen war, ging die Messiaskönigin, die füllte, wie Philipps Augen ihr folgten, wieder zurück, während die älteste Näherin vortrat.

„Ich habe ein Kronenstück hier, das lange genug in meiner Tasche gewesen ist, Joney,“ sagte Cäsar, sich großmütig gebärdend, und er gab der Frau die herkömmliche Spende. Sie war ein ängstliches, schüchternes Geschöpf mit runzeligem Gesicht und trug einen kurzen blauen Rock, unter

dem schwere Männerstiefel und dicke blaue Strümpfe zum Vorschein kamen.

Dann stellten die jungen Burschen einen Wettlauf über das Feld an; sie sprangen über die Garbenhäufen und spannten ein Strohseil für die Mädchen aus, um sie darüber springen zu lassen; hielten es bald höher, bald niedriger, um sie zu Falle zu bringen, und drehten es langsamer oder schneller, damit sie hindurch laufen oder hinüber hüpfen konnten. Und die Mädchen fielen laut lachend hin, sprangen wieder auf und flogen davon wie der Wind, wobei sie sich die Kleider zerrissen und die Hüte verloren, als ob der Saft der Gerste, die sie gemäht hatten, ihnen ins Blut gegangen wäre.

Mitten in dieser tollen Fröhlichkeit, während Casar und die anderen hinter dem Gerstenschuber knieten, riß Käthe plötzlich Philipp den Hut vom Kopfe und schoß wie ein Lichtstrahl in die dunkle Schlucht hinab.

Philipp raffte seinen Rock auf, warf ihn sich über den Arm und slog ihr nach.

XXIII.

Die Sulbyschlucht zieht sich in sanften Windungen dahin, sie ist wunderbar schön und lieblich und reich an Farbenpracht. Ein dünner Strahl blauen Wassers kommt lachend, schwabend, polternd, zischend, springend, gleitend einhergeschossen und stiehlt sich hoch oben von den Bergen herab. Große Felsblöcke, die die Fluten seit Jahrhunderten geglättet und ausgehöhlt haben — feuchte Moose und Flechten an den steilen Wänden des Flußbettes — tiefe, kühle Lachen, späte Felsriffe, kleine Wasserfälle mit wirbelndem Schaum, Reihen von Bäumen, die zu beiden Seiten wie Schildwachen stehen, und durch deren dichtes Laubdach nur ein gedämpftes Licht dringen kann — dürre Baumstämme, die der Sturm herausgerissen und mit den Säuptern ihren Genossen zu Füßen über den Bach geworfen hat — die leuchtende Fuchsia hier und da der grüne Foller, bald hier bald dort ein in Trümmer fallendes Haus ohne Dach, in dem das Gras auf dem Fußboden der Küche wächst — und über allem die Sonne, die mit hundert Augen in die dunkle, träumerische Dämmerung blickt, und der Wind, der aus seinem Versteck in den Baumwipfeln der Stimme unten im Wasser melodisch Antwort giebt: das ist die Sulbyschlucht.

Käthe war auf einem der entwurzelten Stämme hinausgelaufen; da fand Philipp sie mitten über dem angeschwollenen Bache; sie lachte, tanzte, schwenkte seinen Hut in der Luft und machte tiefe Verbeugungen vor ihrem Spiegelbild unten im Wasser.

„Kommen Sie zurück,“ schrie er. „Sie schreckliches Mädchen — Sie werden fallen. Sehen Sie sich nieder. Quälen Sie mich nicht so — setzen Sie sich.“

Sie machte ihm einen Knix und trug dann Sorge, daß ihre Röcke nicht naß wurden, die sie fest um die Knöchel wand; dann setzte sie sich auf den Baumstamm und baumelte mit ihren wohlgestalteten Füßen einen halben Zoll über dem Wasser hin und her.

Philipp hatte inzwischen Zeit, zu bemerken, daß das andre Ende des Baumes nicht bis zum jenseitigen Ufer reichte, sondern noch ziemlich weit davon ins Wasser tauchte. So verbarriadierte er denn sein Ende, indem er sich darauf setzte, und rief triumphierend: „Meinen Hut, wenn's beliebt.“

Käthe sah hin und stieß einen kleinen Schreckensschrei aus, dann aber kicherte sie und sagte:

„Sie dachten, Sie hätten mich schon, wie? Aber Sie können mich nicht fangen;“ damit schwang sie sich auf einen aus dem Wasser ragenden Stein hinab, von dem aus sie glaubte, ans Ufer springen zu können.

„Nicht? das wollen wir sehen,“ sagte Philipp und wälzte einen kleineren Block auf seiner Seite fort, so daß sie nun ganz von Wasser umgeben und vom Ufer abgeschnitten war. „Meinen Hut jetzt, Verehrteste,“ sagte er mit majestätischem Machtgefühl.

Als sie ihn nicht ausliefern wollte, machte er Miene, sie ihrem Schicksal zu überlassen.

„Nun denn, Gott befohlen — gute Nacht,“ rief er ihr über den lustigen Bach hinweg zu und ging ein paar Schritte barhäuptig fort. Schon im nächsten Augenblick war es jedoch mit seiner Zuversicht vorbei. Als er den Kopf

zurückwendete, hatte Käthe Schuhe und Strümpfe ausgezogen und steckte sie fest in einander.

„Was machen Sie denn da?“ rief Philipp.

„Zangen Sie das da, und das,“ sagte sie, indem sie ihm die Schuhe zuwarf. Dann stillte sie sich seinen Strohhut über ihren Sommerhut, hob ihre Röcke mit beiden Händen empor und watete ans Ufer.

„Was für ein gescheiter Bursche Sie sind! Sie glaubten, jetzt hätten Sie mich wirklich gefangen, nicht?“ sagte sie.

„Ich habe jedenfalls Ihre Schuhe in Händen,“ erwiderte Philipp; „die behalte ich, bis Sie mir meinen Hut geben.“

Sie stand auf dem Ufergeröll; mit ihren bloßen Füßen konnte sie keinen Schritt machen.

„Bitte, meine Schuhe . . .“

„Erst meinen Hut.“

„Geben Sie ihn.“

„Nein, Sie müssen ihn mir selbst geben.“

„Das thu' ich nicht! Lieber bleib' ich die ganze Nacht hier,“ sagte Käthe.

„Mir ist es recht,“ entgegnete Philipp.

So saßen sie beide da, der eine im bloßen Kopf, die andre mit bloßen Füßen; auf demselben Steine, als ob's in der Schlucht an Eichen gefehlt hätte, bis der Klang einer Hymne vom Felde her, das sie verlassen hatten, zu ihnen drang, und nun kamen sie überein, daß, zu beiderseitiger Strafe, Käthe ihm den Hut aufsetzen und Philipp ihr die Schuhe anziehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Aufruf.

Von Siegismond Niedzniecki.

Eine wahre Panik herrschte heute in der Fernsprechzentrale der Hauptstadt R. Zwölf Apparate klingelten stürmisch auf einmal und übertönten alle übrigen. Zwölf Reichsräte, die unter dem Namen „Rat der Greise“ den Staat regierten, verlangten aus ihren Bureaus Anschluß. Alle wollten sprechen, alle sich verständigen, alle zwölf auf einmal!

Nachdem die Beamten die Verbindung hergestellt, begannen die Mitglieder des Reichsrats sich gegenseitig zu alarmieren:

„Ungemein wichtige Angelegenheit! . . . An den Straßenecken eine Proklamation angeschlagen: „Die Jugend an das Volk!“ . . . Massen stauen sich und lesen . . . Geradezu ein Aufruf zur Revolution! . . . Müßten sofort eine Sitzung abhalten!“ . . .

Zehn Minuten später trafen elf Greise, bewaffnet mit den von ihren Sekretären in größter Eile hergestellten Kopien des unheilvoll verkündenden Schriftstückes, tiefbewegt im Reichspalais zusammen. Nur das zwölfte Mitglied — ein Dichter — fehlte und mußte erst geholt werden.

Man verglich den Text des Aufrufs. Aus jedem Wort schlug die Flamme der Revolution! Das ganze Schriftstück war in einem Tone gehalten, der zum Aufstand aufreizte. Man verspürte schon das herannahende Gewitter, man hörte den ersten Knall des blutigen Zusammenstoßes.

„Die Jugend an das Volk!“ Ach, diese Jugend! Die ewige Hydra! . . . Immer wieder diese gärende Gese unreifer Elemente, die sich berufen fühlen, das zu verbessern, was Jahrtausende nicht umzuwandeln vermochten. Ewig dieselben Phantastereien, dieselben kindischen Altentate gegen das Werk uralter Weisheit!

„Im Namen des heiligen Frühlings, der das Weltall zum Leben wieder erweckt!“ begann pathetisch der Aufruf.

Ja, dieser Lenz, dieser Lenz! Dieser hypnotisierende Trunk, der die Debitanten des Lebens so leicht berauscht und zu Thaten treibt, deren Folgen unberechenbar sind! Jeder Frühling beruft auf die Lebenstribüne eine Unzahl verblendeter Reformatoren, gebiert in diesen tollen Hirnschalen zum tausendstenmal Illusionen, die immer und immer wieder zu Enttäuschungen geführt haben.

Alein für philosophische Reflexionen war jetzt nicht die geeignete Zeit. Man mußte etwas thun, da die seit Alters her beim Volke bestehende Unzufriedenheit, gleichsam ein in Unmengen angehäufter Zündstoff, durch einen einzigen Funken leicht zur Explosion gelangen konnte.

Man erteilte den Befehl: „Aufruf beseitigen! Die Hauptagitatoren einfekern! Die Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung verschärfen!“

Jeden Augenblick stürzten Ordomanzen mit neuen Meldungen herein: Die mit den Aufrufen bedruckten Plakate waren beseitigt, meldeten die einen, in der Stadt herrschte Totenstille veränderten andre, die Patrouillen befanden sich auf ihren Posten, berichteten die dritten.

„Die Verfasser der Proklamation müssen ausfindig gemacht und gefangen genommen werden!“ So lautete einstimmig der Beschluß der Reichsräte, die von fieberhaftem Kampfesmut angefeuert, dem Uebel bis auf den Grund gehen und es im Keime erlöten wollten.

*) Der Sulbysbach schwillt rasch von den seitlichen Zuflüssen an und bildet unten beim Ausflusse ins Meer den stärksten Fluß der Insel.

Da erschien plötzlich der Bureauborsteher. Er war ganz verwirrt, niedergeschlagen und hielt in der Hand einen großen Vogen Papier: den Aufruf.

„Sind Sie den Verfassern auf der Spur?“
Statt der Antwort entrollte er schweigend das Schriftstück.

„Wir wissen schon . . . kennen es bereits . . . Haben gelesen!“

„Ich erlaube nur, Ihre Aufmerksamkeit auf die Unterschriften zu lenken!“

„Unterschriften?“

„Ja, unten am Ende!“

„Authentische?“

„Das weiß ich nicht!“

„Lesen Sie dieselben vor!“

„Ich wage es nicht.“

Die hohen Herren traten näher und begannen ihr durch Alter und Arbeit geschwächtes Auge anzustrengen, um das Schriftstück zu entziffern. War das ein Scherz! Fast wären sie zu Salzsäulen geworden. Unter dem Aufruf befanden sich ihre eignen Namen. Alle zwölf Mitglieder des Staatsrats hatten das Umsturzblatt gezeichnet.

Das ist eine Unterschreibung, ein Schwindel! Die uns vorgelegten Kopien tragen keine Unterschrift.

Der Aufruf wurde so angeschlagen, daß der Teil mit den Namen und dem Datum nach unten gellebt war.

„Was für ein Datum?“

„18 . . . Die Proklamation ist, wie ich im Archiv feststellte, ein vortgetreuer Abdruck, der vor 35 Jahren an den Straßenenden der Stadt angeschlagen wurde.“

Nun wurde es so still, daß man fast den leisen Flügelschlag der wieder auferstandenen Vergangenheit zu vernehmen glaubte.

„Die Jugend an das Volk!“

„Im Namen des heiligen Frühlings, der das Weltall zum Leben wiedererweckt!“

Ja, so war es . . . Mit Mühe erkannten sie den schwachen Wiederhall längst verklungener Zeiten. . . Sie waren diese Jugend, sie zwölf hatten vor so und so viel Jahren die Wiedergeburt des Frühlings mit Worten des Aufrufes aller Welt verkündet.

Und die Massen eilten herbei und lasen. Militär trieb sie auseinander. Man riß die Proklamationen herunter. Sie, die Urheber, wurden verfolgt, gefesselt. Die einen nannten sie Verbrecher, die andern Helden. Das war vor 35 Jahren!

„Was soll ich thun?“ fragte der Beamte.

„Hohe Versammlung!“ unterbrach der Vorsitzende mit feierlichem Ton die Stille: „Nicht um die Fortdauer unsrer eignen Anschauungen müssen wir uns bekümmern, sondern um die der Geschichte. Abraham zauderte nicht, sein eignes Kind zu opfern, Jzims Brutus nicht, seinen Sohn zu bestrafen, als dieser gefehlt hatte. Seien wir daher uns gegenseitig nicht weniger streng und gerecht. Nicht deshalb befinden wir uns hier, weil wir in unsren Jugendsehnen beharrten, sondern weil wir sie beizeiten abzulegen vermochten. Dieselben Gesetze, welche vor fünfunddreißig Jahren den Staat beherrschten, bestehen noch heute zu Recht. Was damals, mit Rücksicht auf das Gemeinwohl, verboten war, darf auch jetzt nicht verallgemeinert werden. Fort mit Sentimentalitäten! Die Lehre, welche wir früher von älteren und reiferen Leuten empfangen haben, müssen wir jetzt der Jugend zurückgeben, um so mehr, als sie ihre Fehler durch die unsrigen zu verdecken sucht. Der Aufruf ist, einerlei von wem er geschrieben ist, etwas Verbrecherliches und diejenigen, welche ihn verbreiten wollten, müssen bestraft werden. Hierfür stimme ich!“

Mit diesen Worten legte er die Hand auf das Gesetzbuch und die übrigen thaten zum Zeichen des Einverständnisses ein Gleiches.

Man war nur bange um das jüngste Mitglied, das zuletzt seine Stimme abgeben sollte — um den Dichter.

Es war ein Oppositionsgeist, ein Phantast, ein altes Kind, welches trotz der grauen Haare die jugendlichen Träumereien nicht vergessen konnte und durch seine „Vota separata“ die erhabene Einheit der Beschlüsse des Staatsrates beeinträchtigte. Man hatte ihn nur deshalb als Mitglied aufgenommen, weil man seinen krankhaften Eifer durch die in diesen Räumen herrschende gesunde Frische abzufühlen und durch ihn die Masse zu gewinnen hoffte, welche in ihm den Sänger ihrer naiven Träume verehrte. Alle warteten mit Spannung, was er thun würde, und gaben ihm mit den Augen zu verstehen: „Dein Mandat geht nächstes Jahr zu Ende.“

Der Dichter begriff es und dachte bei sich: Sechzig Jahre lang war ich jung, während andre, wenn sie die Hälfte dieses Alters erreichen, schon Greise sind; ist das nicht genug? Man muß der Natur die Schuld abzahlen, endlich einmal diesen Kinderspielen Valet sagen.

Dann gab er seine Stimme in diesem Sinne ab. Und elf Paar greife, erhobene Hände applaudierten dem Kollegen, daß er endlich aus den Wolken auf die Erde getreten sei und sich dazu verstanden habe, alt zu sein. —

Kleines Feuilleton.

e. k. Leuchtfeuer. Obwohl es auch schon im Altertum außer den sogenannten „Lanternen“ vereinzelt erhöhte oder hochgelegene Leuchten für Schiffahrtszwecke gegeben hat, so ist ihr Wert und ihre Notwendigkeit doch erst mit der Einführung des Kompaß gewachsen,

weil sich nunmehr der überseeische Verkehr entfalten konnte. Je mehr letzterer infolge der Entdeckungen Amerikas zc. Ausdehnung erhielt, desto mehr mußte man darauf bedacht sein, für die Schiffer Wegweiser und Warnungsleuchten aufzurichten. Ihre Vermehrung und Verbesserung schritt fort mit der Entwicklung der Physik und der Naturwissenschaft überhaupt. Die Verwendung des Spiegel- oder katoptrischen und des Linien- oder dioptrischen Systems führte einen großen Umwälzung herbei. Das offene Holz- oder Kohlenfeuer wurde vom Oel als Lichtquelle verdrängt. Die Gasflamme, das Drummond'sche Kalklicht zc. bis zum elektrischen Licht bezeichnen die einzelnen Stappen des Fortschritts bis jetzt. Das 19. Jahrhundert, als das eigentliche Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen, war für die Ausgestaltung des Beleuchtungswezens zu Schiffahrtszwecken von eminentester Bedeutung. Heute kann man sagen, daß alle Meeresleuchten, mit Ausnahme der eigentlichen Polarregionen, von einer erlaunlichen Menge der verschiedenartigsten Leuchtfeuer umjäumt sind. Diese setzen sich aus festen Leuchtlampen, aus Leuchtschiffen, Bojen zc. zusammen. Nach den leztjährigen statistischen Tabellen, die seit zwei Dezennien alljährlich in zwölf, heute sehr starken Monatsheften herausgegeben werden, waren bis Ende 1891 nicht weniger als 17 987 Leuchtfeuer vorhanden. Davon kommen auf die Nordsee 4240. Ihr zunächst steht der nördliche Atlantische Ocean mit 3103. Die Ostsee hat 2935, das Mitteländische Meer 1987, der nördliche Stille Ocean 1194, der südliche Stille Ocean 1165, Westindien (Golf von Mexiko, Karabisches Meer, Westindische Inseln) 1052, Indischer Ocean 943, Ostindischer Archipel 635, südlicher Atlantischer Ocean 469, das Schwarze Meer 222 und das Afrikanische Meer 42. Was die Höhe des Standorts der Feuer, Tagmarken, optischen Signale zc. betrifft, so hängt sie natürlich ab von der Küstenbeschaffenheit. Nach Hunderten zählen jene Feuer, die einen Standort von über 100 Meter Höhe über dem Meerespiegel haben. Feuer auf Höhen von 200 Meter und darüber sind natürlich schon seltener. Das Mittelmeer behauptet da von allen Meeren die oberste Reihe. Die höchste seiner Leuchten steht auf der Insel Mallorca (Dragoneria) mit 363 Meter Höhe und 27 Seemeilen Lichtweite; dann kommt das Feuer auf der Insel Gaudio mit 360 Meter Höhe und 30—34 Seemeilen Lichtweite. Ferner nenne ich Taormina (286 Meter), Kap Vaxar (229 Meter), Mesa de Boldán (221 Meter), Palimaro (208 Meter), Kap Serrat (188 Meter), Kap Armenistia (184,1 Meter) und 30 Seemeilen Lichtweite) und Kap Formentor (180,5 Meter). Unter den 840 Leuchten an deutschen Seelüsten (505 Ostsee, 335 Nordsee) haben die Türme bei Arkona auf Rügen (65,7 Meter), auf Helgoland (68,5 Meter), Nordney (59,8 Meter) und Dorkum (63,2 Meter) den höchsten Standort. —

— Französische Schauspielergagen „einst“ und „jetzt“.

Der „Figaro“ schreibt: „Rondory, der den Eid „creierte“ und zur Zeit Corneilles der erste Tragöde war, hatte 500 Schiltdaler Gehalt, was etwa einer Summe von 6000 M. in unsren Tagen entspricht. Der erste Tenor der Oper erhielt zu Beginn des 18. Jahrhunderts ungefähr 4800 M. Jetzt, und besonders seit 25 Jahren, sind die Tages- und Jahresgagen der Schauspieler und Sänger ganz ungeheuer und in nie geahnter Weise gewachsen. In der Oper und auf ähnlichen Bühnen sind Gagen von 48 000, 56 000, 64 000, 72 000, 96 000 M. durchaus nichts Seltenes. Und mehr als ein großer Sänger unsrer Zeit dürfte, wie Faure, auf dem Gipfel seines Ruhmes 120 000 M. pro Anno verdienen. Wenn es die Schauspieler noch nicht so weit gebracht haben, so steht es doch fest, daß Tagesgagen von 80, 160, 240 und 320 M. bei allen bedeutenderen Künstlern gang und gäbe sind. Die 28 000 M. — das Maximum in Durchschnittsjahren — der Societäre der Comédie-Française werden bereits von den meisten berühmten Schauspielern verächtlich angesehen, und man kann oft sagen hören: „Das Haus Molières ist allerdings das vornehmste aller Theater aber, vom geschäftlichen Gesichtspunkte aus, das schlechteste aller Geschäfte!“ Es giebt in Paris mindestens 60 Künstler, die jahraus jahrein 24 000 M. und darüber verdienen. —

— Eine Hamsterplage in Belgien.

Wir lesen im „Prometheus“: Während man anderwärts nicht mehr viel von Hamstern hört und wohl gar an ihr Aussterben denkt, hat sich in der belgischen Provinz Limburg während der letzten Jahre eine Hamsterplage ausgebildet, deren Bekämpfung Regierungsmaßregeln erforderte. Man hatte die Hamster anfangs für große Feldmäuse gehalten und dadurch ihre Ausbreitung begünstigt. Sie wurden zuerst 1899 in Millen und der Nachbarschaft bemerkt, besetzten 1900 die Gebiete von Sichen-Essen-Boire und Tongern und breiten sich gegenwärtig längs der römischen Straße zwischen Tongern und Drehe, in einer reich bebauten Getreidelandschaft, aus. In der Provinz Limburg fng man 1900 gegen 5000 Hamster, in der kleinen Gemeinde Heur-le-Viege allein 762 Stück. Die Gemeinden haben für sie Preise von 10 bis 25 Centimes angesetzt. Da der Hamster zwei Bruten im Jahre macht, die eine im Frühling, die andre von Juli bis Dezember, und jedesmal 5—14 Junge aufzieht, und da man im Mittel 5—6 Kilogramm Borräte in jedem Hamsterbau zum Herbst antrifft, so ist der Schaden sehr groß, und die Regierung beauftragte 1900 den Professor Gedeoelt an der Tierarzneischule von Cureghem, Versuche über die Wirksamkeit einer von Danhsz entdeckten Mikrode anzustellen, die auch günstige Ergebnisse geliefert haben. Als ein freilich etwas

bedenklicher Bundesgenosse des Menschen in der Bekämpfung der Gansler gab sich der Fluss zu erkennen: man fand in den Flussbänken nicht nur Ganslerkot, sondern bemerkte auch, daß im weiten Umkreise eines solchen Baues die Gegend von Ganslern gesäubert war. —

Geschichtliches.

1791. Deutsche Wettepatrioten nach dem Frieden von Lunzville. Zu den schmachvollsten Scenen der deutschen Geschichte gehört das Wettehreiben der deutschen Fürsten und edlen Herren vor dem siegreichen Frankreich und seinem neuen Herrscher Napoleon nach dem Frieden von Lunzville (1801), der den Rhein als Grenze festsetzte und bestimmte, daß die Fürsten, die dadurch verlor, in Deutschland durch Einziehung kleiner geistlicher und weltlicher Territorien entschädigt werden sollten. Da bettete nur in der Zwischenzeit bis zum Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 alles, was in Deutschland bisher von Gottes Gnaden einen Feind Land sein genannt hatte und entweder von den größeren Häuten verschlungen zu werden fürchtete oder selbst andre verschlingen wollte, die maßgebenden französischen Persönlichkeiten revolutionären Ursprungs um ihren Schutz und ihre Fürsprache an: vor allem den struppelosen Minister Talleyrand. Einer der deutschen Diplomaten in Paris, der Freiherr v. Gagern, rühmt zwar sich selber, „die altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten zu haben“, dafür bemühten sich die andern aber um so eifriger um das Wohlwollen eines kleinen Schöpfungsdämons in Talleyrands Hause, eines verzogenen Kindes ebenda. Und wenn sie sich nicht im Hundetragen und Blumenschpielchen, im Singen und Tanzen übten, so suchten die hochgeborenen Herren vom christlichen Adel deutscher Nation die Günst Talleyrands und seiner Beamten durch unterthänige Darreichung mit Goldstücken gefüllter Dosen zu erwerben. Hesse-Darmstadt, Württemberg, Baden usw. bis zu den kleinsten, alles entrichtete seinen Obolus, um von den verschrieenen Königsmördern in seinem Besitzstande erhalten oder vergrößert zu werden. Die interessanteste Rolle aber spielten bei dem großen Deutzug, dem allgemeinen Schwimmen des Wettehreibens, die beiden Mächte, die 1792 gemeinsam den Kreuzzug gegen die Revolution angetreten hatten. „Preußen und Oesterreich“, spottet ein französischer Geschichtsschreiber darüber, „die das Reich in Krieg gestürzt, wollten nun ihre Verwandten aus Italien oder Holland auf Kosten eben dieses Reiches entschädigen, ja, was noch seltsamer war, im Namen ihrer Verwandten sich selber vergrößern, immer auf Kosten dieses Reiches, das sie kompromittiert hatten. Und wo suchten sie diese Entschädigungen? In den Gütern der Kirche! Diese Verleiderer von Thron und Altar, die ausgezogen waren, um die bedrohte Kirche gegen die Revolution zu schützen, ahmten nun gerade darin die Revolution nach. Und sie verlangten von dem siegreichen Vertreter dieser Revolution, er solle diese Beute des Altars unter sie verteilen, da sie selber mit der Teilung nicht fertig zu werden wußten!“ Jedenfalls, Preußen erhielt bei diesem um hundert Jahre zurückliegenden Vorgänge an Raub von den mediatisierten Kleinstaatlein weitaus mehr, als es auf dem von ihm preisgegebenen linken Rheinufer eingediebt hatte. Unersichtlich aber bleibt, wie angesichts solcher Thatfachen ultramontane Politiker vom Schlage des Dr. Bachem noch den Mut finden, mit der Medensart vom „historischen Recht“ zu hauffieren. Da kann man nur mit Schnapphaiski-Richnowsky antworten: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht.“ —

Aus dem Tierleben.

— **Ein Schwalben-Massenquartier in Tirol.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird intem 25. Mai aus Innsbruck geschrieben: Das nun schon volle Bochen andauernde kalte regnerische Wetter bringt unsre Schwalben in harte Bedrängnis. Wie sie sich gegen Kälte zu schützen suchen, davon giebt ein Schwalben-Massenquartier in Schwaz ein Beispiel. In einem etwa acht Quadratmeter großen geschlossenen Raum, der sich mit einer Thür nach dem Hofe öffnet, durch eine andre aber mit der Küche des gräflichen Inzenbergischen Gärtners in Verbindung steht und von dort her etwas Wärme empfängt, versammelten sich jeden Abend 300 bis 400 Schwalben, die auf dort eigens angebrachten Stangen dichtgedrängt, sogar aneinander sitzen, übermachten. Gegen 8 Uhr abends, wenn die letzten Schwalben angekommen sind, wird die Hofthür geschlossen und in der Frühe zwischen 5 und 6 Uhr wird sie wieder geöffnet, worauf die Schwalben, um Nahrung zu finden, hauptsächlich über den Inn abfliegen. Der oben erwähnte Raum wird sonst nur von den drei dort wohnenden Paaren besucht. Man hat nun beobachtet, wie sie andre Schwalben mitdrücken, diese nachdem sie den warmen Ort verlassen hatten, bald mit neuen Gästen zurückkehrten, so daß der Gärtner immer wieder neue Stangen als Sitz- und Schlafplätze anbringen muß. —

Meteorologisches.

11. Zintenregen. Daß es Zinte regnet, ist gewiß kein häufiges Ereignis, zuweilen kommt es aber doch vor, wie ein Bericht der meteorologischen Station in Park Saint-Maur in Paris an die französische Akademie der Wissenschaften beweist. Es heißt darin, daß Mittwoch, den 7. Mai, ein Nordwind über ganz Frankreich wehte, der in Paris und Umgebung aber nur schwach war. Um

11 Uhr morgens verdunkelte sich plötzlich der Himmel und es fiel ein starker Platzregen von 1,1 Millimeter Regenhöhe. Das um 12 dem Regenmesser entnommene Wasser zeigte deutlich eine schwärzliche Färbung. Die sofort vorgenommene Nachfrage ergab, daß das merkwürdige Phänomen eines Zintenregens in der Nachbarschaft des Observatoriums, auf einem Flächenraum von 3 Kilometer Länge und 2 Kilometer Breite ebenfalls wahrgenommen worden war. Von den Dächern hatte sich schwarzes Wasser ergossen, die Plätze zeigten Seen von schwarzem Wasser, zum Trocknen aufgehängte Wäsche war derart von schwarzem Wasser befeuchtet, daß sie neu gewaschen werden mußte. Reservoirs, die vielfach zum Auffangen von Regenwasser aufgestellt sind, zeigten das Wasser mit schwärzlichen Schaum bedeckt, der so reichlich vorhanden war, daß er bequem abgeschöpft werden konnte. Als man denselben verdampfen ließ, erhielt man als Rückstand ein außerordentlich feines schwarzes Pulver, dem Anschein nach pulverisierte Kohle. Durch diese Kohle kam man auch auf die Lösung des Rätsels. Der Kohlenstaub muß durch einen Brand oder irgend eine andre Ursache in die Höhe geschleudert worden sein und kann durch den Wind ziemlich weit von seiner Ursprungsstelle fortgeführt werden. Im allgemeinen verteilt er sich sehr rasch weithin, aber er kann auch, wie der vorliegende Fall zeigt, eine Zeitlang zusammen bleiben und eine förmliche Staubwolke bilden. Gerat dieselbe dann in eine Luftschicht, in welcher Reizung zur Wolkensbildung vorhanden ist, so wird diese noch befördert, da jedes Staubeilchen Mittelpunkt für die Kondensation des gasförmigen Wassers bildet, welches sich schnell zum Nebel verdichtet. Mit dem Regen gelangt der Staub dann zur Erde. In dem Bericht wird bemerkt, daß 5 Kilometer nördlich vom Observatorium, also in der Richtung, aus der der Wind kam, eine Feuersbrunst wütete, und es wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Kohlenstaub von dorthier stammte. Wie selten, trotz der einfachen Erklärung der Erscheinung, eine solche Thatächlich ist, geht schon daraus hervor, daß die meteorologische Station, die schon seit 29 Jahren besteht, noch nie etwas auch nur Ähnliches beobachtet hat. —

Humoristisches.

— **Also sprach . . .** „Da reden manche Schalksöpfe so verächtlich von Fröhen wahr! Ich sag Euch, der Wahn is die Hauptsache, die Fröhe kommt dann lang von selbst!“ —

— **Der Hausvater, Frau A.:** „Sie leiden wohl sehr unter den Magen Schmerzen?“

Frau B.: „Nicht halb so viel, als wenn sie mein Mann hat.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Die **Petersburger Schauspieler**, die am 5. Juni ein Gastspiel im Lessing-Theater eröffnen sollten, konnten nicht nach Berlin. —

— Zum **Theaterneubau in Darmen** bewilligten die Stadtverordneten das Grundstück und einen Betrag bis zu 300 000 M. —

— Die **Singakademie** bringt im nächsten Winter Handels „Samson“, Beethovens „Missa solennis“ und Mendelssohns „Paulus“ zur Aufführung. —

— **Nikolaus Rothmühl** wird vom 1. September an als Leiter der Opernschule am Sternischen Konservatorium fungieren. —

— Im Befinden des Komponisten **Hugo Wolf** ist eine bedenkliche Verschlimmerung eingetreten. Wolf, der in der niederösterreichischen Landesirrenanstalt untergebracht ist, liegt seit August vorigen Jahres völlig gelähmt darnieder. Sein Sinnesvermögen ist gänzlich geschwunden, er erkennt niemand mehr, die Nahrung muß ihm eingespöht werden. Nimmehr ist auch eine Sprachlähmung eingetreten. Die Manuscripte Wolfs, soweit er sie nicht selbst vernichtet hat, werden demnach in einer von seinen Freunden befohlenen Ausgabe der Öffentlichkeit übergeben werden. Der musikalische Nachlaß des Komponisten enthält an druckreifen Werken namentlich 28 Lieder mit Orchesterbegleitung, eine fünfsätzige Dichtung „Penthesilea“ (nach dem Drama von Kleist), von der mehrere Sätze vollendet sind, ein Opernfragment „Manuel Benegas“ mit einem Text von Goernes, sechs gemischte Chöre und zwei Streichquartette. —

— Die **Dresdner Gemäldegalerie** hat **Böllins** Gemälde „Der Krieg“ für 25 000 M. erworben. —

— Von den bei Gelegenheit der Tagung der Internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt im Aeronautischen Observatorium aufgelassenen drei registrierbaren Ballons erreichte der erste, ein Gummiballon von 1800 Millimeter Durchmesser, die außerordentliche Höhe von 20 000 Metern und eine Temperatur von — 62 Grad Celsius. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 1. Juni.